

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

4) Von Maria Konopnicka.

Maczyski wurde blau vor Wut, die Augen quollen ihm noch mehr aus den Höhlen, und während er den Hals noch mehr vorstreckte, um die Aufmerksamkeit der Obrigkeit von dem Familiendrama abzulenken, das sich hinter seinem Rücken abspielte, stieß er mit dem Fuß wütend nach hinten, wo er den Kleinen vermutete. Aber der Fuß traf ins Leere. Er war nahe daran, vom Schlage gerührt zu werden.

„Vater“, verkündete der Junge weiter, „Mutter sagt, daß sie ihn aufziehen wird.“

„Daß Dich die Hölle verschlinge“, fluchte mit gedämpfter Stimme Wicets zärtlicher Vater und streckte die Hand nach rückwärts aus, deren Finger krampfhaft gepreßt waren, um Wicet beim Schopfe zu fassen. Aber der gute Stern des Kleinen Schlingels rettete ihn auch diesmal.

Schon stand er wieder hinter dem Rücken seines Vaters. „Er ist scheußig, und Vater soll gleich nach Hause kommen.“

Jetzt verlor Maczyski jeden Rest von Selbstbeherrschung. Er stemmte sich auf den linken Fuß und schlug mit dem rechten kräftig aus, gerade in dem Moment, als der Herr Bürgermeister ihn vor sein Antlitz rief.

Der unglückliche Wicet hatte sich offenbar allzu nahe an die väterliche Person herangewagt, denn gleichzeitig mit jener bürgermeisterlichen Aufforderung ließ sich ein unbestimmtes Miauen vernehmen, dann schlug etwas gegen die Thür wie ein schweres Holzstück, und schließlich erscholl das hastige Stampfen des Angegriffenen, der eilig mit den nackten Füßen davonlief. Maczyski atmete erleichtert tief auf, scharrte einigemal mit den Stiefeln, um das letzte Echo der stillen Tragödie zu übertönen und trat vor das Oberhaupt, noch blau von der Aufregung, aber schon in ganz amtlicher Positur, voll obrigkeitlichen Ernstes.

„Wo bleibt denn dieser Maczyski? Was ist das für ein Värm dort? Kann man denn keinen Menschen herankriegen“, donnerte der Herr Bürgermeister, nicht so sehr aus Zorn gegen Maczyski, wie um seine Energie den Juden zu zeigen, die ihn mit einem Gern voll süßer Lockungen umgaben.

„Gar keine Ordnung im Dienst!“

Jetzt wurde seine Stimme sanfter.

„Zeig' mal das Mädchen dem Zaderenko, damit er sie kennt. . . Hier ist der Paß für sie. . . Und Du schlendere nicht herum, sondern such' Dir einen Dienst. . .“

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als im Hausflur plötzlich ein Lärm entstand und durch die weit geöffnete Thür die Frau Stadtkassierer hereinrollte. Sie war über und über rot und atmete schwerer als gewöhnlich.

„Guten Morgen, Herr Präsident!“ schrie sie noch an der Schwelle. „Wissen Sie schon, was vorgefallen ist?“

Der Herr Bürgermeister sprang von seinem Sessel empor, schob ihn der Frau Kassierer zu und fing ebenfalls an zu schreien:

„Guten Morgen! Guten Morgen! Wie ist das werte Befinden, meine Gnädigste?“

Doch die Dame war offenbar nicht dazu ausgelegt, gesellschaftliche Höflichkeiten anzutauschen. Sie sank auf den Sessel hin und rief:

„So wissen Sie noch gar nichts? . . . Diese Kubisjakowna aus Warschau, diese Internierte, die bei mir diente, wissen Sie, diese Dicks, die ist mir ja diese Nacht durchgebrannt. Und obendrein, sag' ich Ihnen, Herr Präsident, hat sie bei Pinchen einen Rock mit Besatz gestohlen, bei Seschchen ein Paar Strümpfe mit Streifen und mir zwei Leintücher. Nach da, was Du willst. Such' den Wind im Felde!“

Der Herr Bürgermeister klatschte in die Hände.

„Unmöglich!“

Jetzt brach der Sturm los.

„Was sagen Sie unmöglich? Es ist doch so! Wenn's wenigstens ein altes Leintuch wäre! Aber nein! Zunft-uagemen, sag' ich Ihnen. Vom Dugend genommen. Daß sie. . .!“

Der Herr Bürgermeister stand betroffen da und kraute sich an der Glaxe. Durch seine geschlossenen Lippen kam etwas wie „Der Teufel hol Euch alle!“ Die Juden schwabten unter einander, einer von ihnen machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und lachte leise auf.

Das scharfe Auge der Dame bemerkte diese Geste.

„Was ist das für ein Gelicher?“ fragte sie von oben herab. „Solch ein Verlust, da ist gar nichts zu sichern dabei.“

„Vielleicht möchte die Gnädigste sich zu meiner Frau hinüber bemühen?“ beeilte sich der Präsident zu intervenieren.

„Ja, gut, daß Sie mich daran erinnern. Ihre Frau war's ja eben, die mich dazu beredete, diese Diebin ins Haus zu nehmen. Was werden Sie darauf geben, sagte sie, eine solche oder eine andre, das ist alles eins. Eine jede muß man überwachen. Und wenn sie keiner in Dienst nimmt, gehen sie vollends zu Grunde. Na, sehen Sie, das hab' ich davon.“

Sie holte einigemal tief Atem.

Der Bürgermeister stand vor ihr wie ein Schuljunge, sehr unzufrieden mit sich, daß er die Frau zu so ungelegener Zeit erwähnt hatte.

Die Dame schlug mit der Hand gegen die Seitenlehne des Sessels.

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Präsident, daß hier in der Stadt von nun ab keiner mehr einen Verschickten in Dienst nehmen wird. Damit hat's ein Ende. Oho, ich gehe von hier aus direkt zur Apotheke, auch zu Doktors gehe ich, um sie zu warnen, denn dort nimmt man diese Diebinnen wieder zum Waschen. Alle werde ich warnen. Und auch Ihre Frau mag sich in acht nehmen. . . . Solch eine billige Magd, das ist eine sehr kostspielige Magd, die bemißt selber ihren Lohn, wie es ihr gefällt. . .“

„Natürlich, natürlich,“ stammelte der Bürgermeister, immer mehr verwirrt.

„Was wird das also werden mit dieser Kubisjakowna?“ fragte die Dame. „Es ist mir schon weniger um das Kleid und die Strümpfe zu thun, aber die Leintücher vom Dugend kann ich doch nicht verlieren. Raten Sie mir, was ich thun soll. Ich will gern dem Fedorenko etwas extra bezahlen, er soll mir suchen, mir sich erkundigen.“

„Aber gewiß, gewiß, meine Gnädigste! . . .“

„Und Staniewicz soll auch suchen. . .“

„Er wird suchen. Alle werden suchen!“ sprach der Bürgermeister, glücklich, weil er sah, daß die Dame sich von ihrem Sitze erhob. „Das ist ja meine Pflicht, gnädige Frau!“ fügte er hinzu, indem er sie zur Thür begleitete.

„Und daß man überall nach diesen Leintüchern sich erkundigt.“

„Aber gewiß! Natürlich! Mein Wort darauf, gnädige Frau!“

„Und Ihre Frau müssen Sie auch warnen!“

„Natürlich! Selbstverständlich!“

Unter unaufhörlichen Verbeugungen entfernte sich die Dame.

Hanka vernahm das ganze Gespräch mit einer dumpfen Unruhe. Sie wich nicht von der Stelle, senkte den Kopf und starrte einen Knorren auf dem Fußboden an, der sich von den gelb angestrichenen Dielen dunkel abhob. Bisweilen schien es ihr, daß sie es eigentlich war, die das Kleid mit Besatz und die gestreiften Strümpfe gestohlen hatte. Und ihre Augen bläkten unruhig umher, bald auf die Dame, bald auf die Thür, durch welche Staniewicz und Fedorenko jeden Augenblick eintreten konnten.

Wenn sie kämen, sie würden sie sicherlich abfassen.

Bald jedochkehrte ihre Besonnenheit wieder. Nein, sie war es doch nicht; sie hatte weder ein Kleid, noch Strümpfe, noch zwei neue Leintücher vom Dugend gestohlen.

Sie wußte ganz genau, daß sie es nicht gestohlen hatte. Fedorenko und Staniewicz müßen sie abfragen, so viel sie wollen. Sie beruhigte sich, ihre Augen wurden wieder starr und bläkten mit dumpfer Besorgnis unverwandt auf den Knorren an der Diele. Der Knorren schien sich zu vergrößern, sich zu bewegen und sie anzublicken wie ein großes dunkles Auge.

Nach war Hanka die Treppe nicht hinuntergestiegen, als Maczyskis Wicet, der wieder in einer Mission herbei kam, und sich diesmal vorsichtig im Hintergrund hielt, bemerkte, wie

sein Papa dem Fedorenko das Mädchen übergab. Mutig schrie er aus:

„Die Warschauer Diebin! Die Warschauer Diebin! Seht da die Warschauer Diebin!“

Ueber Hankas Haut zitterte es, wie eine Gasflamme. Sie hatte viel Schmach und Schande während all der Zeit schluden müssen. Aber das war bei Gericht, zwischen den Wänden, doch jetzt, auf der Straße, vor aller Welt . . . Ihr war's, als hätte ihr jemand ein Messer ins Herz gestossen.

Dem tapferen Bicek hatten sich inzwischen zwei oder drei Freunde aus der Nachbarschaft angeschlossen, die augenblicklich nichts Besseres zu thun hatten. Alle sprangen in der Straße umher und brüllten aus vollem Halse:

„Eine Warschauer Diebin! Eine Warschauer Diebin!“

(Fortsetzung folgt.)

Fasching.

Kulturgeschichtliche Studie von Heinrich Lauenberg.

(Schluß.)

Für die Zusammenkünfte der Alten ergab sich von selbst die Geselligkeit der Mahlzeiten. Der genossenschaftliche Geist erforderte eine förmliche Gemeinlichkeit des Schmauses unter Teilnahme aller. Das war nur möglich, wenn jede einzelne Haushaltung an Nahrungsmitteln beisteuerte, was sie verfügbar hatte. Zu den Vorbereitungen des Aufbruchs muß daher einst das Sammeln dieser Naturalien gehört haben. Gerade das ist in den Fastnachtbräuchen gut konserviert. In der Mittelmark und im Oberbergischen ziehen noch heute die Knechte, der vorderste mit einem Speiß bewaffnet, durch das Dorf, um Gaben abzuholen. Derartige Umzüge, oft allerdings zu einem Kinderbrauch zusammengeschrunpft, finden sich auch in Schwaben, in der Schweiz, im Elsaß, in Baden, rudimentär selbst in Frankfurt am Main. Dabei treten die Beteiligten häufig mit Auten ausgerüstet auf. In der Grafschaft Schaumburg bringen die Burschen mit Zweigen der Stechpalme in alle Häuser, um Frauen und Mädchen zu peitschen, bis sie ihnen Würst und Brantwein auftragen. Als Lohn wird dann der Wirtin das Gedeihen des Flachsjes verheißen. Am Harz treiben die Kinder, wie Reinsberg-Düringsfeld berichtet, die Erwachsenen mit Birkenreisern aus dem Bett und erhalten Brezeln als Lohnaufgeld. In den Dörfern zwischen Halberstadt und Braunschweig ziehen die erwachsenen Burschen mit Tannenreisern von Haus zu Haus, suchen die Bewohner zu peitschen und empfangen überall Gaben, welche in Schwaren bestehen, in einem Korbe gesammelt und am Abend in der Schenke verzehrt werden. Hier und da in der Altmark trifft man einen Umzug der Knechte, die in jedem Hofe der Reihe nach die Wirtin, die Töchter und die Mägde mit Birkenreisern stäupen. Sie erhalten von der Hausfrau Schnaps, in einigen Dörfern auch Eier und Mettwurst, während die Spende der Mädchen in einem mit bunten Bändern geschmückten Strauße aus Buchsbaum oder anderem Grün besteht, der an den Hüften befestigt wird. Die Würste werden an eine große Gabel gereiht. All diese Bräuche, die noch um zahlreiche Variationen vermehrt werden könnten, sprechen deutlich für die Auffassung, daß wir es mit dem Einholen von Vorräten für das Mahl zu thun haben. Ganz bezeichnend ist es, dabei fast immer auf die Frauen abgesehen, denen ja die Speisefammer unterstand, und das Peitschen läßt vermuten, daß die Männer bei ihrem Begehren manchen Widerstand zu überwinden hatten und nicht eben zart verfahren.

Bis in die Alt- und Neumark hat sich zur Fastnacht örtlich das öffentliche Schlachten des Ochsen erhalten, was die Einleitung des Schmauses selbst veranschaulicht. Im Waldeschen und in der Gegend von Brilon wird dieser Akt noch symbolisch dargestellt. Man führt einen künstlich zurechtgemachten Ochsen umher, der verhandelt und geschlachtet wird. Dem Darsteller ist ein großer Topf vor die Stirn gebunden, auf welchen der Metzger mit der Axt schlägt; sobald der Schlag trifft, fällt der Betreffende zum großen Jubel der Umstehenden wie tot zur Erde.

Das Mahl lehrt auch in den besonderen Festgerichten der Fastnacht wieder. In der Mark Brandenburg werden Pfannkuchen gebacken, in andern Gegenden Fastnatzbrezeln. Schwäbische Specialität sind die Fastnatzkugeln oder Fastnatzsöhre. Die Bayern bringen ihre Fastnatztrapsen auf den Tisch, während man im Hessischen die Kreppeln hat. Besondere Speisen sind in Frankfurt a. M. kleine runde, inwendig mit Schmetten gefüllte Brötchen, die heiß gegessen werden, oder in Brotteig eingewickelte und mitgebadene Würstchen. In heßischen Dörfern bestand das Fastnatzmahl noch in neuester Zeit aus Erbsenbrei und Rippenfleisch. Die Bewohner der Gegend von Stendal essen Sauerkohl und Schnapswurst und bei Osterode hebt der Bauer sorgsam seine Brantwurst auf, um sie zur Fastnacht anzuschneiden. Weist handelt es sich um altüberkommene Gerichte, von denen manches vielleicht schon dem taciteischen Germanen bekannt war. Das Festhalten an dem urväterlichen Menü ist insbesondere durch

Kulträtsichten geboten.) Um die Geister, die man einst zum Schmause lud, nicht irre zu machen, blieb es bei den einmal eingeführten Speisen, und mancherlei Aberglaube deutet noch heute die ursprüngliche Beziehung an.

Auch die förmliche Bewirtung der Geister ist in den Faschingsbräuchen zu beobachten. Der heißische Bauer in der Schwalmgegend steckt die abgeessenen Rippen seines Festbratens in den zur Aussaat bestimmten Keimsamen, um guten Flachs zu erzielen. Das ist noch die Teilnahme der lieben Geister, von denen der Erntesegen erwartet wird, wenn ihnen auch der haushalterische Wirt nur mehr die Knochen bietet. Vordem war es damit freilich besser bestellt. Da ließ man am Sonnabend vor Fastnacht ledere Gerichte wohlgerüstet mit Speisegeräten und bei offenem Fenster auf dem Tische stehen. Dann kamen, wenn die Hausleute schliefen, die lieben Englein, um von den Speisen zu genießen. Die Engel waren christlich, doch ließen sie es sich nicht nehmen, nach altem Götterbrauch zu schmausen. Durch solche Umdeutung ist mancher heidnischen Sitte der Fortbestand im Christentum gesichert worden.

Die Beziehung zur Geisterwelt drückt sich auch in den verschiedenen Arbeitsverboten aus, die an der Fastnachtzeit haften. Solche Verbote sind ein besonderes Merkmal der alten Festfeier. Die Geister mügen es nicht leiden, daß der Mensch, während er sie zu Gast läßt, aus Fürsorge für sich selbst sie vernachlässige. Unter der Aufsicht des Volks, die für jeden einzelnen Fall eine besondere Begründung fand, ist dann der wunderbarste Aberglaube entstanden. Man darf nicht nähen, sonst legen die Hühner nicht, als hätte man sie vernagt; nicht spinnen, sonst werden die Hühner blind oder der Flachs gedeiht nicht; nicht zum Brunnen gehn, sonst verschleppen die Hühner die Eier; nicht striden, sonst giebt es Streit; nicht haspeln, sonst bekommen die Kinder das Kopfswadeln u. dgl. m. Dagegen ist es geboten, viel zu tanzen und dabei hoch zu springen, um ein gutes Frühjahr zu erzielen. In Mecklenburg ist auch das Peitschen, wobei die Kinder das Festgebäd der „Heedeswedden“ erhalten, dem Gedeihen des Flachsjes förderlich. Empfohlen wird ferner das Baden auf dem Herde, weil sonst die Herzen darauf tanzen, die sich ja nach dem Volksglauben hier gern einstellen, aber das geschäftige Treiben des Menschen und das Feuer fliehen.

In den Maskeraden, welche der Faschingszeit das Gepräge verleihen, steckt ein Stück uralter Kultüberlieferung. Den Ausgangspunkt bilden offenbar die Gestalten der Götter und Geister, die bei den Religionsübungen der Vorzeit unter allerlei Vermummungen persönlich dargestellt wurden. Je nach der Gegend ziehen noch heute die verschiedensten Erscheinungen umher, denen man die mythologische Ahnunft anmerkt. Im Schwarzwald treffen wir das stellenabhängene „Hanseli“ mit einem Fuchschwanz auf dem Rücken und mit Zittergold oder buntem Papierschmuck dekoriert. Das Hanseli von Donauessingen verteilt bei seinen Rundgängen auch Äpfel und Rüsse unter die Kinder. In den Dörfern des Binschans geht zur Faschingszeit das „Krautweibele“ um, eine vermummte Gestalt, welche die Weggegnenden mit faulem Kraut bewirft. Die „Schemen“ in derselben Gegend fahren dem Vorwitzer, der ihnen zu nahe kommt, mit rußgeschwärztem Vesen ins Gesicht. Charakteristisch ist in einigen Orten Tirols das „Perchtenlaufen“ am letzten Faschingsabend. Die Perchten, unter denen es gute und böse giebt, laufen durch die Gassen und dringen in die Häuser, wo die guten Geschenke hinterlassen, die bösen mit Asche werfen. Ihr Name bekundet, daß es sich um Repräsentanten desselben Vorstellungskreises handelt, dem insbesondere die Göttin Perchta angehört. Das „Hunderlaufen“ in der Gegend von Hall in Tirol, wobei auch „Hexen“ auf Rehrbesen reiten, ist etwas Aehnliches. Eine alte Götterfigur tritt uns namentlich in dem „Schimmelreiter“ entgegen, der in Schwaben, in der Mark und in Thüringen, in Obersachsen, im Waldeschen und in der Gegend von Brilon unter verschiedener Darstellung zur Fastnacht seinen Umzug hält. Der Bär, den die Deutsch-Böhmen ausführen, ist gleichfalls nichts Andres, als ein alter Gott in seiner Festschmuckgestalt; das wird bestätigt, wenn im Saazer Kreise die Frauen dem Darsteller das Stroh, von dem er umwickelt ist, ausrufen, um es den Hühnern in die Kester zu thun, damit sie besser legen.

Die Anwesenheit der Götter war den Altvordern durch das Mal verbürgt, das draußen auf der Dingstätte ragte. Mit dem Uebergang zum Christentum wurde das anders. Das uralte Wahrzeichen des Kultus fiel und machte den Heiligthümern der Kirche Platz. Doch dem Volke schien keine rechte Festfeier möglich ohne die Symbole der Vorzeit. So entstanden die alten Götterfeste oft noch einmal für die Dauer der festlichen Zeiten. Diese Bedeutung haben jene grotesken Puppen, die man zur Fastnacht aus Holz oder Stroh anfertigt. Das Bezeichnende dabei ist, daß diese rohen Bildwerke nur hergestellt scheinen, um vernichtet zu werden. Unsere Vorfahren mögen wohl die rekonstruierten Festsche nach jedem Feste wieder beiseite gebracht haben. Als den Späteren

*) Schon der Wilde seyle bei der abgesehenen Seele dieselben Bedürfnisse und Neigungen voraus, wie der Mensch sie hatte. Daraus ergab sich für die Ueberlebenden die Pflicht, dem Toten insbesondere Speise und Trank zu bieten und ihn nicht zu vergessen, wenn es galt, Feste zu feiern und fröhlich zu sein. Das übertrug sich auch auf die Gottheiten, die ja mir aus Menschenseelen emporgewachsen waren.

**) Es muß nicht Bodan sein, da der Schimmel überhaupt den Führer kennzeichnete und daher auch ohne weiteres den verittenen Göttern zulau.

der Elm für die Sache verloren gegangen, blieb der Lehrlere Alt als das Wesentliche zurück, und auch die Kirche dürfte nicht wenig zu dieser Deformation beigetragen haben, weil nun das Ganze als die Zerstörung der heidnischen Kultmale erschien. Das ist in den Bräuchen des „Todaustragens“ oder „Winterverbrennens“ erhalten, die wir am Fastnachtstage und während der folgenden Zeit finden. Gewöhnlich wird diese Handlung auch das „Faschingbegraben“ und ähnlich genannt. In Wöhrnen pflegt man am letzten Tage der Fastnacht oder an Aschermittwoch eine große ausgestopfte Figur in Gestalt eines Mannes auf einer Tragbahre herumzutragen und zuletzt ins Wasser zu werfen oder im Schnee zu begraben. Die Stroh puppe dem Wasser zu übergeben, ist auch in Westfalen üblich. Anderwärts in derselben Landschaft, wie in Marsberg, wird die Puppe, die während des Festes auf dem Tanzboden steht, in einem Düngerhaufen verscharrt, was das Begraben des „Faschlaivent“ heißt. An der Mar trug man bis vor wenig Jahren einen Strohmann unter Gefängen zum Thor hinaus und verbrannte ihn. So verfährt man noch heute in Richterschwyl am Züricher See, wo die Puppe auf einer Wiese ganz wie die alten Fetische an einer hohen Stange befestigt wird, um alsdann verbrannt zu werden. In Osterode am Harz wird noch ein wirklicher Mensch in einen Wackelstuhlgelagert und symbolisch begraben, was dem Ursprunge des Grundgedankens näher steht, da es in der That Geister von Toten waren, die einst dem Feste beiwohnten und deren man sich nun entledigte. Die Rede, welche die Osteroder bei diesem Alt halten, spielt auf das „Ausgraben der Fastnacht“ an, und das läßt vermuten, daß man vordem die Reste der vergabenen Heiligthümer auch bei dieser Festzeit, wie sonst zur Kirnnes, wieder hervorbrachte.

In diesen dramatischen Darstellungen ist zugleich schon der Gedanke des Geisterbannens eingeschlossen. Obwohl sich die Alten keine Feste ohne Teilnahme der Götter und Seelen denken konnten, wollten sie doch nach dem Feste vor diesen Gästen Ruhe haben. Man schenkte sich darum nicht, sie mit einiger Gewalt zu ver scheuchen, und wenn man ihre Fetische fortbrachte, mußte man wohl auch sie selbst los sein. Förmliche Austreibungsakte bilden noch den Schluß der Fastnacht. Ein bevorzugtes Mittel sind Feuerbrände, vor denen die Geister nach alter Erfahrung einen heillosten Respekt haben. So zündet man in Rheinhesen am Fastnachtsdienstage draußen im Freien große Feuer an, die man „Halfeuer“ nennt, weil sie den „Hal“ verbrennen sollen. Der „Hal“ ist der uralte Begriff der Totenstätte und des Seelenreids; der Heße räuchert also alles, was zur Geisterwelt gehört, gründlich aus. In Oldenburg und Westfalen wurden bis in jüngste Zeit brennende Strohbindel herumgetragen, worauf die bekannte aus Stroh gefertigte Figur den Flammen übergeben wird. Dieses Ausfeuern ist namentlich am Sonntag nach Fastnacht üblich; so in Schwaben, in der Schweiz usw. Auch der Lärm scheucht die Geister, und die einzelnsten Gegenden sind nicht gerade in Verlegenheit, wenn es gilt, recht geräuschvoll zu verfahren. In Basel wird am ersten Sonntag der Fasten von früh bis spät Straße auf und Straße ab getrommelt, daß die Fenster klirren.

Durch die ganze Fastenperiode ziehen sich charakteristische Bräuche der Faschingszeit, weil ja gerade in diesen Abschnitt die alte Frühlingsfeier fiel. Nach der im Eingange erörterten Verschiebung des Volksfestes blieben an der Fastenzeit freilich nur diejenigen der überlieferten Veranstaltungen hängen, welche sich mit der kirchlichen Fasten vertrugen; so insbesondere verschiedene Austreibungsakte und jene Aufführungen, wie das „Todaustragen“ und dergleichen mehr.

Nach alledem gehört Fastnacht zu denjenigen urgermanischen Festzeiten, die ihren rein volkstümlichen Charakter und zahlreiche Merkmale ihrer Herkunft bewahrt haben, weil sie entweder, wie die Kirnneszeit des Herbstes, von vornherein außerhalb der kirchlichen Festkreise lagen oder diese doch zu umgehen vermochten. —

Kleines Feuilleton.

g. Wenn Mama nähen muß. Ein enges Zimmer nach dem Hofe hinaus, die Wände kahl, die Einrichtung ärmlich, nur auf das notwendigste beschränkt. Am Fenster steht eine Nähmaschine, eine Frau sitzt daran und läßt die Nadel fliegen. Sie ist noch nicht alt, aber ihre Augen haben tiefe Ränder. Ihre Wangen sind well und farblos, ein Zug von Müdigkeit liegt um ihren Mund, jene tiefe Müdigkeit, die von Hunger und Gleid, von durchwachten, durcharbeiteten Nächten spricht. Ohne aufzusehen zieht sie den feinen Watte durch die Maschine. All ihre Bewegungen sind von jagender Hast. Sie muß sich ranhalten; wenn sie nicht bis fünf Uhr im Geschäft war, wird die Kommission morgen nicht mehr verrechnet, und die Nachhaden reißen doch den ganzen Wochenverdienst heraus.

Zwölf Mark diesmal, eine hübsche Summe. Sie hat zwar beinahe alle Nächte dafür aufstehen müssen und noch den Sonntag durchgearbeitet, es schadet aber nichts. Wenigstens kam sie nun die sieben Mark Mietzrest begahlen und braucht nicht mehr vor der Ermisson zu bangen. Wie es mit dem Lebensunterhalt werden soll, ist ihr freilich noch unklar. Fünf Mark Wirtshausgeld für sieben Tage, damit war schlecht haushalten. Ob ihr der Wirt noch zwei Mark ließ? Na, der hatte schon vorige Woche ein Gesicht gemacht,

und die Schuld stand auch schon so lange, noch von damals her, wo ihr Mann starb. Nein, dem Wirt sagte sie lieber nichts.

Aber wie denn? Sie versuchte in Gedanken einen Uberschlag zu machen. Siebzehn Pfennig gingen ab für Milch für das Kind; dem durfte nichts fehlen. Sie warf einen zärtlichen Blick zu dem kleinen Bubchen hinüber, der spielend auf einem Kissen in der Ecke saß. Etwas Mehl war noch da. Das gab für drei Mittagessen eine Suppe. Die andern Tage behalt man sich mit Kaffee und Schmalzstulle, etwas Wurstabfall gab ihr wohl die Schlächterfrau. Nun ja, so würde es gehen. Sie atmete auf, dann verfinsterte sich plötzlich ihr Gesicht, die Kohlen — an die Kohlen hatte sie noch nicht gedacht. Woher die nehmen? Mit einer ungeduldigen Bewegung riß sie die Arbeit herum. Ach was, es mußte eingerichtet werden. Der Grillstramfrige mußte noch einmal borgen. Sie wollte mit ihm sprechen, gleich nachher, wenn sie vom Liefere kam. Hundert Preßlohlen und drei Liter Petroleum, das war am Ende doch keine Gefährlichkeit. Würden drei Liter reichen? Sie hielt inne und sah nachdenklich vor sich hin. Na es war wohl schon besser, sie sprach gleich um vier an, sie mußte doch wieder die Nächte durcharbeiten, da verzehrte die Lampe schon etwas.

Sie seufzte auf, beugte sich aber zugleich wieder tiefer über die Arbeit. Na man nicht tragisch werden, dabei kam nichts heraus. Ueberhaupt war es gleich zwei Uhr und sie hatte noch in sieben Tagen Kermel und Kragen einzunähen. Eine fliegende Rote stieg in ihren Wangen empor.

„Mami!“ Eine kleine zierliche Gestalt ist neben sie getreten, ein weiches Händchen legt sich auf ihren Arm.

„Was denn, Frizchen?“ Sie fragt es ohne aufzusehen.

„Mami, Fenster luden!“

„Aus dem Fenster luden will das Kind? Na ja, warte mir noch ein Weilschen, ich habe jetzt keine Zeit. Geh spiele mit Deinem Hottelpeferdchen.“

„Fenster luden.“ Er wiederholt es mit dem Eigensinn kleiner Kinder und versucht sich um ihren Stuhl herumzudrängen.

„Nein, hier kannst Du jetzt nicht durch, Du störst mich — geh!“

Der Kleine schreit bei dem rauhen Klang ihrer Stimme zusammen. Ein Weilschen sieht er, den Finger im Munde, und überlegt, dann tappelt er, von einem neuen Gedanken erfaßt, zu seinem Spielzeug zurück und nimmt es auf: „Nach ja — Hotti is krank. Kinner Hotti sehr krank. Zudecken, Mami, ja?“

„Ja, ja — deck ihn nur zu. Nein, aber, was machst Du denn da, Du unruhiger Junge? Wirst Du mal Mamas Arbeit liegen lassen!“ Sie springt auf und reiht ihm die spitzenbesetzte Zade fort, in die er eben das sämige Holzpferd wideln will. „So, jetzt bleibst Du hier in der Ecke sitzen und spielst, und nicht gerührt, verstanden?“ Mit hartem Griff drückt sie ihn auf sein Kissen nieder und stützt noch ihrer Maschine zurück. Schon gleich drei Uhr und noch fünf Paar Kermel!!

Die Maschine rasselt von neuem, eine ganze Weile hört man nichts, als das Klappern der Räder, dann plötzlich ein feines thranendurchgittertes Stimmchen: „Ach böse, Mami, Frizchen gut sein — nich böse.“

„Nein, nein, ich bin Dir auch nicht böse, Herzchen, aber nun stör' mich auch nicht, Mama muß nähen . . .“

„Mami — Küß geben!“

„Ja, Mama wird Dir auch einen Kuß geben, aber nachher. Jetzt geh nur — geh!“ Sie schleudert die Zade, die eben fertig geworden, zu den andren und nimmt eine neue aus dem Arbeitskorb; nun nur noch zwei, Gott sei Dank!

„Mami jetzt Küß geben.“ Er ist hinter ihr auf den Stuhl geklettert, weiche Kermelchen schlingen sich um ihren Hals.

„Friz!“ — sie springt auf, ihre Augen funkeln, all' ihre Glieder zittern. „Friz, Du kannst einen rasend machen. Wirst Du mich jetzt endlich zufrieden lassen, marsch in die Ecke!“ Sie nimmt ihn am Arm und stößt ihn rauh in die Stube hinein.

Er starrt sie einen Moment verduht an, er weiß gar nicht, was er Böses gethan hat. Sein Gesicht verzieht sich, er beginnt zu weinen. — Sie hört es wohl, aber sie achtet es nicht. Eigentlich fühlte sie sich verneigt, zu ihm hinzustützen, ihn an die Brust zu reißen und abzuküssen, aber nein, bloß nicht — bloß nicht Zeit verbummeln jetzt, jede Minute ist Geld.

Ach, es war doch eigentlich ein Hundeleben. — Arbeit Tag und Nacht, nichts zu essen und dann nicht einmal Mutter sein dürfen, nein, nicht einmal Ritter sein! — Und während sie die letzte Zade unter die Maschine schiebt, fliegen große Thränen ihre abgezeigten Wangen hinab. —

Kulturgeschichtliches.

bl. Alt-Berliner Maskenkostüme. Wie sich unsre Uurgroßeltern zur Maskerade kostümierten, erzählt ein interessanter Bericht aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts. Der Ludwig Pietich von damals giebt ein recht anschauliches Bild von den Maskenkostümen, die man auf den Redouten im Opernhause bewundern konnte. Eine gewisse Phantasie scheint unsern Vorfahren danach nicht abzuspahren zu sein. Da gab es auf einem Ball eine — Windmühle; wie das Kostüm beschaffen, wird leider nicht gesagt. Auf einem andern Feste erschien: ein Astronom, ein Müller und „eine Maske mit einem Dompfaffen“. Sehr großen Beifall fand eine ganze Maskengruppe. Voran schritt ein blinder Hufareninvalid, geführt von seinem Weib, ihre drei Töchter folgten ihnen, zwei davon in ihrer ganz einfachen Tracht,

die dritte aber frisiert, mit einem großen Hut, sehr schön angezogen, über der rechten Seite hatte sie ein Brauntweinfäßchen herunterhängen. „Mir gefiel das Familienbild sehr“ — sagt unser Recensent — „es verriet viel Geschmack und Natur, mit Kunst verschönert“. — Weniger Gefallen findet er dagegen an einer „Flora“; die ganze Figur sah wie eine hölzerne Drahtpuppe aus — heißt es von ihr, auch hatte die Göttin soviel Schminke aufgelegt, daß sie wie ein Feuerbrand glühte. Alles foppte daher auch diese Maske. Neben ihr erschienen „Tag und Nacht“, der eine weiß, die andre schwarz gekleidet, ein uralter Teufcher mit einem ellenlangen wachseleinandnen Haarbeutel, eine Maske als alter Mann, mit einer Perrücke von Hobelspähen, sowie ein Mann und eine Frau nach dem ältesten Geschmack (wie dieser älteste Geschmack beschaffen ist, wird leider nicht gesagt). Viel Spaß erregte ein Bauernjunge, „der alles bewunderte und belächte, weil alles so hunschedicht herumließ. Zugleich fragte derselbe, ob die Leute toll wären“. Ebenso machte eine große Dame, die altdeutsch gekleidet und frisiert, viel Aufsehen. Ihr ganzes Gesicht glänzte gleichsam von Nöte. In der Hand hatte sie einen großen zerrissenen Fächer, mit welchem sie nach rechts und links mit solcher Fertigkeit wehte, „daß alle Masken herbeifamen und sich über das Windmachen ergöhten.“ Von den andren Masken werden noch erwähnt: ein ungemein dicker Fleischer, vier bis sechs weiße und rote Müller, sechs bis acht Kömmer, Münche verschiedener Orden, Brauherren und andre Opferpriester, „schöne Tirolerinnen“, Römer, Gemuesen, Japaner, Schulmeister, Türken, Indianer, Eulen, ein Wahnsinniger (!) und eine Maske, die „vorne wie ein Christ und hinten wie ein Jude ansah“. Schade, daß die nicht photographiert worden ist! —

Aus dem Tierreiche.

Der Barsch kommt in den verschiedensten Zubereitungen fast auf jeden Tisch, trotzdem er von Gräten starrt und in der Regel kaum 125 Gramm schwer wird. Grätig ist er in hohem Maße. Bei jeder Verührung oder Annäherung einer Gefahr stellt er die Rückenflosse in die Höhe, und die Stacheln dieser Flosse gleichen dann den feinsten Nadelspitzen, die den Lutumbigen oft genug ihre Schärfe fühlen lassen; selbst im Tode wehrt sich der Fisch noch, denn sobald beim Abstreifen der Schuppen die Köchin ihn nicht geschickt anzufassen weiß, hat sie auch gleich jene spitzen „Dinger“ im Finger. Dagegen erscheint es auch für den Konsumenten sehr angenehm, daß sich die Gräten in gut gekochtem Zustande auffallend leicht lösen, und bei der Trennung des Fleisches vom Gerippe bleiben jene fast ausnahmslos an Rückgrat hängen. In Süddeutschland wird diese Fischart zumeist mit der Wurmwangel in Flüssen, Bächen und Teichen gefangen; doch pflegt er nur selten über 250 Gramm schwer zu werden. In Seen dagegen, speciell im Bodensee, erreicht der Barsch oft ein Gewicht von 1 bis 2 Kilogramm. Er verdankt aber dieses ausnahmsweise große Wachstum in erster Linie der überaus reichlichen Nahrung, die ihm hier zu Gebote steht; als Raubfisch fallen ihm die kleinen Fischchen zu Hunderten täglich zum Opfer. Vermittelt seines weit aufgespreizten Rückens sind diese schnell gefangen und vertilgt. Der Barsch fährt nämlich in die arglos umherschwimmende Fischbrut und räumt hier in sehr unliebamer Weise auf. Handelt es sich hierbei um mindertwertige Fischarten, sogenannte Futterfische, so hat dies nichts zu sagen; anders dagegen verhält es sich, wenn er in Teichen sein Unwesen unter den Edelstücken wie Forellen und dergleichen treibt, weshalb man nie Barsche in Aufzuchtsteiche oder Wähe bringen darf, die mit Jungfischen von Forellen und dergleichen besetzt sind oder besetzt werden sollen. Der Körper der Barsche ist beschuppt; der Flußbarsch, in der Schweiz „Egli“ genannt, auch unter dem Namen Versig, Kreher und dergleichen bekannt, hat zwei Rückenflossen. Der Kiemenbedeckel ist schuppenlos; im Maul befinden sich kleine, gleichmäßige Geißelzähne in überaus großer Anzahl. Der Körper ist fleischig auffallend platt, zusammengeedrückt, messinggelb bis grünlich mit schwarzen Querbändern und schwarzem Augenfleck am Ende der ersten Rückenflosse. Brust- und Bauchflossen sowie Afterflosse sind völlig gelb, Schwanzflosse rot oder grün mit rotem Anflug. Unterarten sind der Forellenbarsch und der Schwarzbarsch; ersterer verdankt sein Dasein verständnisvoller Paarung mit der Forelle, letzterer ist in Amerika heimisch. Weitere Abarten sind noch der Hechtbarsch und der Raubbarsch. Der Fang geschieht, wie schon erwähnt, außer mit Netzen sehr häufig mit der Wurmwangel; ganz besonders während leichter Regenschfälle beißt der Barsch sehr gern. Da er aber den Transport in Gefäßen nicht lange anhält, so thut man besser daran, ihn an Ort und Stelle zu töten. Der Barsch vermehrt sich sehr; Fische mittlerer Größe legen zur Laichzeit, die in die Monate April und Mai fällt, 300 000 bis 400 000 Eier in muschelförmige Vertiefungen, die sie sich an ruhigen fließenden Wasserstellen selbst herrichten. Das Fangen von Barschen, die das Mindestmaß von 15 Centimeter nicht erreichen, ist gesetzlich verboten; in Württemberg dauert die Schonzeit vom 1. April bis 1. Mai, in Baden dagegen vom 1. Mai bis 30. Juni, in andren Ländern ist dieser Raubfisch ganz ohne gesetzliche Schonzeit. Die Eierbebrütung findet nur in freiem Wasser statt; in Brutapparaten ist es unmöglich, weil sich die Eier infolge ihrer Kleinheit nicht im Sieb halten lassen und sich, falls das Sieb sie nicht durchläßt, ballen, worauf der Pilz alsbald in zerstörender Weise auf sie einwirkt. — („Haus, Hof, Garten.“)

Technisches.

Elektrische Trockenfleisch-Erzeugung. Die Naturvölker vieler Länder wissen sich Trockenfleisch zu erzeugen, indem sie das Fleisch frisch getöterter Schlachttiere in lange Streifen schneiden und an der Sonne trocknen. Es verliert dadurch zwei Drittel bis drei Viertel seines Gewichts und wird zu einer trocknen, tauschulartigen, lange haltbaren Konserve, welche diejenigen, die daran gewöhnt sind, mit Appetit verzehren. Man nennt solches Fleisch in Nordamerika Pemmitan, in Südamerika carne seco oder Tajojo, in Südafrika Bittong, bei den Arabern der Sahara Stahd oder Kelia. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß man in der Schweiz, auf deren Bergen die Sonnenstrahlen sehr mächtig sind, ein ähnliches Produkt gewinnt. Ein Mitarbeiter des „Prometheus“ bekam es vor vielen Jahren in einer Semhütte des Engadin vorgefetzt und erregte die entschiedene Mißbilligung des Semten, als er den Genuß dieses „schieren Fleisches“, wie es genannt wurde, verweigern mußte. Ein Chemiker in Massachusetts hat nun entdeckt, daß man mit den Strahlen des elektrischen Lichtes ebenso schönes Pemmitan erzeugen kann, wie mit denen der Sonne. Das entfettete Fleisch wird gleichzeitig einem Strome heißer und trockener Luft und einem starken elektrischen Lichte ausgesetzt, wobei es so austrocknet, daß es leicht in Fleischmehl verwandelt werden kann. Der Reisende kann auf diese Weise Fleischnahrung für zwei Tage in einer Dose unterbringen, die nicht erheblich größer als eine Schnupftabaksdose ist. —

Humoristisches.

— Klassisch. Ein Junge erblickt auf dem Nachtiße seiner Mutter einen falschen Zahn: „Mama, was ist das?“ Mutter (heufzend): „Der Zahn der Zeit“. — („Jugend.“)

— Sein Ende. Arzt: „... und dann, Herr Huber, müssen Sie unbedingt das Trinken lassen. Bier ist Gift für Sie!“ „Herr Doktor, dann mag ich nicht mehr leben; dann vergifte ich mich!“ —

Notizen.

— Otto Hellmuth Hopfen hat ein Drama verfaßt, das unter dem Titel: „Heinrich von Kleist, ein Dichterleben in fünf Akten“ soeben bei Heinrich Minden in Dresden erschienen ist. —

— „Die Prinzessin von Estri“, ein Lustspiel von Alfred Bod., das mit Erfolg im Libeder Theater gegeben wurde, ist soeben im Verlag F. Fontane, Berlin, als Buch erschienen. —

— „Donna Flora“, Oper in einem Akt von A. van Westenhout mit Text von A. Colautti, wird in nächster Zeit am Stadt-Theater zu Breslau zum erstenmal in Deutschland aufgeführt werden. —

— Der Komponist Johannes Doebber ist als Kapellmeister für das königliche Theater zu Hannover verpflichtet worden. —

— Fräulein v. Schönerer tritt am 31. Mai von der Leitung des Theaters an der Wien zurück. —

c. In „Alt-Paris“, das einen der Hauptziehungspunkte der Weltausstellung bilden soll, wird das „Große Theater“ für 1000 Personen Platz bieten. Alle großen Künstler von Paris und dem Auslande sollen dort der Reihe nach auftreten. —

— Die Pariser Opéra-Comique wird in einer Reihe von Matineen die Geschichte dieses Theaters durch Beispiele aus seinem großen Repertoire von seinen Anfängen bis auf die jüngste Zeit vorführen. —

— In den Kappen der Chorgelwölbe der Kirche zu Groß-Burgwedel in Hannover sind Wandgemälde aus dem Mittelalter entdeckt worden, die in Form und Farbe große Ähnlichkeit mit den Kirchhorster Gemälden haben. —

— Bei der Zwangsversteigerung der Bilder des Malers H. B. Diefenbach in Wien erzielten viele Gemälde nur den Preis von einer Krone. Andre Angebote bewegten sich zwischen 8 und 20 Kronen. Der Erlös des ersten Versteigerungstages dürfte 4300 Kronen nicht übersteigen. —

— Auf der Feldmark zu Lippispringe halten sich seit Wochen 24 Trappen auf. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. Februar.